Zeitschrift: Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences
Herausgeber: Swiss Society of the History of Medicine and Sciences
Band: 42 (1985)
Heft: 1-2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Book reviews
Autor: Ackerknecht, Erwin H. / Faller, A. / Portmann, M.-L.

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen/Book Reviews

Otto Baur, Otto Glandien (Herausgeber), *Zusammenhang. Festschrift für Prof. Dr. Dr. Marielene Putscher zum 14. 8. 1984.* Wienand Verlag, Köln 1984. 1009 p., zahlreiche Abbildungen.

Zu ihrem 65. Geburtstag haben Schüler und Kollegen der bekannten Kölner Medizinhistorikerin diese zweibändige Festschrift, 50 Beiträge enthaltend, herausgebracht. Es ist natürlich unmöglich, in diesem Rahmen ein Buch dieser Art zu analysieren. Nur einzelne der 50 Beiträge zu besprechen wäre unfair, da sie alle auf hohem Niveau stehen. Man kann hier also nur auf dieses Werk aufmerksam machen und einige allgemeine Angaben bringen. Thematisch entspricht das Buch dem Hauptarbeitsgebiet der Jubilarin und dem Titel. 25 der 50 Beiträge behandeln Kunstgeschichtliches in der Medizingeschichte oder Medizingeschichtliches in der Kunstgeschichte. Mindestens 12 der Autoren sind Kunsthistoriker. 28 der Verfasser sind Deutsche, je 4 stammen aus Holland, Frankreich und den USA; auch Italien und England sind vertreten. 20 Autoren sind weiblichen Geschlechts. Das Schriftenverzeichnis der Gefeierten enthält auch ihre Buchbesprechungen, Lehrveranstaltungen und die etwa 50 bei ihr geschriebenen Doktorarbeiten, die ja zum Teil in den «Kölner Medizinhistorischen Beiträgen» veröffentlicht wurden. Wir gratulieren.

Erwin H. Ackerknecht

George Rosen, *The Structure of American Medical Practice 1875–1941.* Charles E. Rosenberg ed., University of Pennsylvania Press, 1983, VIII + 151 p., 7 Ill.

Diese kurze, aber sehr substantielle Studie der Geschichte der amerikanischen medizinischen Praxis besteht aus den 1976 gehaltenen und jetzt posthum veröffentlichten Rich.-H.-Shryock-Vorträgen des 1977 verstorbenen Pioniers der Sozialgeschichte der Medizin George Rosen (Nekrolog s. Gesnerus 34: 419–20, 1977). Sie ist auch für den europäischen Leser relevant, da die Entwicklungsrichtung dieselbe ist, sich aber im Detail in den USA infolge der politisch-ökonomischen Gesamtentwicklung teils später, teils früher durchsetzte.

Der Herausgaber, Charles Rosenberg, dem die Erhaltung dieser letzten Schrift George Rosens zu danken ist, hat ein kurzes Vorwort über die medizinische Praxis in den USA 1800–1875 beigesteuert. G. Rosen sieht die weitere Entwicklung (1875–1941) als das Resultat der objektiven Verhältnisse (wissenschaftlicher Fortschritt, Einkommensverhältnisse der pro-

spektiven Patienten) und der hartnäckigen Bemühungen des Ärztestandes, die Solopraxis mit direkter Bezahlung der Einzelleistung trotz aller unvermeidlicher Veränderungen aufrecht zu erhalten.

Rosen zeichnet in seinem ersten Vortrag (1875–1910) den Weg von der Besuchspraxis zur Sprechstundenpraxis. Die Spezialisierung mit all ihren Problemen beginnt. Die vielgeschmähten Dispensaries sind wichtige Elemente in ihrer Entwicklung. Die Ärzteeinkommen waren recht niedrig infolge der großen Zahl der meist schlecht ausgebildeten Praktiker.

Die objektiv sehr notwendige Ausbildungsreform um 1910 (Kernstück der 2. Vorlesung 1910–1941) beseitigte dieses Problem. Sie reduzierte auch die bis dahin sehr zahlreichen «Irregulären». Die Reform diente ferner der Heraushaltung von Minderheiten (Juden, Italiener, Frauen usw.) aus dem Beruf.

Im Kampf um die Zwangsversicherung drangen deren Anhänger nicht durch. Die Gruppenpraxis hingegen entstand und breitete sich aus, desgleichen die Spezialistenverbände.

Bedauerlicherweise hat Rosen das 3. Kapitel (1941–1976) nicht druckfertig hinterlassen. Das Buch schließt so mit einer sehr nützlichen Bibliographie der in USA bereits sehr entwickelten Sozialgeschichte der US-Medizin von Ch. Rosenberg. Trotz seines Torsocharakters ist auch dieses letzte Buch von G. Rosen sehr empfehlenswert. Erwin H. Ackerknecht

J. M. Lopez Pinero, *M. Seoane y la introduccion en España del sistema sanitario liberal.* Ministerio de Sanidad y Consumo, Madrid 1984. 239 p.

Dies ist der 12. Band einer von Lopez Pinero herausgegebenen dreißigbändigen Serie: Spanische Klassiker der öffentlichen Gesundheitspflege. Er bringt 8 Texte des Mateo Seoane aus den Jahren 1819–55 nach einer ausgezeichneten Einleitung des Herausgebers. Seoane, geboren 1791, wurde wegen seiner liberalen Auffassungen 1814 die Dozentur verboten. Er wurde Landarzt, beschäftigte sich aber weiter mit Fragen des Standes und der öffentlichen Gesundheitspflege. Ärzte sollten nie Staatsangestellte werden, eine Lehre, die er trotz zahlreicher Angebote auch vorlebte. 1822 arbeitete er als Cortez-Mitglied zum ersten Mal eine Gesundheitsordnung aus. 1823 bis 1834 mußte er als Emigrant in London leben. Nach seiner Rückkehr hatte er eine sehr erfolgreiche Praxis in Madrid und beriet die Regierungen. Zwei seiner Hauptthemen waren die Cholera und die Statistik, die er beide in England studiert hatte. 1847 wurde endlich einer seiner Entwürfe, sehr von englischen Vorbildern inspiriert, Gesetz. Er lebte noch, geistig sehr aktiv, bis

1870. Die 8 Texte stammen aus den Jahren 1819, 1822, 1832, 1834, 1838, 1847 und 1855. Dies ist ein Buch, das vor allem an spanischer Medizingeschichte Interessierte betrifft. Es ist von der bekannten Qualität aller Publikationen von Lopez Pinero. Erwin H. Ackerknecht

Ulrich Tröhler, *Der Nobelpreisträger Theodor Kocher 1841–1917 auf dem Weg zur physiologischen Chirurgie.* Birkhäuser Basel 1984. XII + 240 p., 19 Abb.

U. Tröhler ist zwar Professor der Medizingeschichte in Göttingen, aber gebürtiger Berner. So ist es kein Wunder, daß er seinen Landsmann, den ersten Nobelpreisträger der Schweiz, zum Gegenstand seines Buchs gemacht hat. Er erlöst ihn darin aus seiner Rolle als «Kropfspezialist» und charakterisiert ihn wesentlich treffender als «physiologischen Chirurgen». (Der Autor hat ja selbst 10 Jahre Pathophysiologie getrieben.) Es ist kein Zufall, daß Kocher sein generöses Vermächtnis nicht für eine Spitalerweiterung, sondern für ein Forschungsinstitut machte! Kocher war international beeinflußt und beeinflussend. Tröhler (PhD, London) unterstreicht wohl mit Recht die englischen Einflüsse. Kochers erste internationale Erfolge: Blutstillung und Luxationseinrichtung waren auf Experimente abgestützt. Desgleichen seine Tätigkeit als Pionier von Antisepsis und Asepsis. Seine Experimente mit Geschossen an (leeren) Schädeln führten zur Beschäftigung mit dem Hirndruck, die sich wiederum in Epilepsieoperationen niederschlug. Durch Experimente wurde Kocher auch zum Wegbereiter der Neurochirurgie. Erst dann wird sein großes Schilddrüsenwerk vorgestellt. Die Prioritätsfrage Reverdin wird elegant umgangen. Das Buch ist aber durchaus nicht unkritisch. Gewisse Interpretationen von Statistiken (die Geschichte dieses Gebiets ist dem Verfasser wieder besonders vertraut) zur Tb-Gelenkresektion und dem Magen-Carcinom werden z. B. mit Recht als «Rationalisierung von Mißerfolgen» bezeichnet. Auch Kochers Arbeiten mit Phosphornekrose, Hernien und Torticollis werden analysiert. Das Buch beschäftigt sich relativ wenig mit Kochers unterkühlter Persönlichkeit, die zum Teil allerdings auch generationsbedingt war und die häufig erwähnt worden ist, und konzentriert sich mit Fleiß und Erfolg auf den Forscher. Ein Aspekt Kochers, nämlich der operative Techniker, sollte uns vielleicht noch ausführlicher dargestellt werden, wohl von jemand, der selbst chirurgisch tätig gewesen ist. Zum Gehalt des lesenswerten Buches trägt noch bei eine Liste von Kochers Veröffentlichungen und der bei ihm verfaßten Doktorarbeiten sowie ein ausgezeichnetes Literaturverzeichnis. Erwin H. Ackerknecht

Werner H. Stöcklin, *Toktok. Am Rande der Steinzeit auf Neuguinea.* Burgfried Verlag, Hallein 1984. 191 S. 4 Karten, 47 Fotos, 74 Federzeichnungen.

Der Verfasser, Tropenmediziner, Ethnologe und Pädiater in Basel, weilte 1962–64 und 1969–70 als Regierungsarzt im damals noch sehr steinzeitlichen Ost-Neuguinea. Seine Erinnerungen zerfallen im Wesentlichen in drei Abschnitte: Spitalchef in Okapa, Spitalchef am Sepikfluß, und Arzt bei den Abelam. Okapa liegt im Gebiet des «Kuru», jener rätselhaften lokalen Viruskrankheit, mit deren Abklärung sich Gajdusek seinen Nobelpreis eroberte. Kuru steht darum auch im Mittelpunkt dieses Kapitels. Das Sepik-Kapitel beschreibt vor allem den Betrieb und die Probleme eines Dschungelspitals. Über die Abelam erfahren wir vor allem etwas über ihre Tempel, Religion und Jünglingsweihe.

Der muntere, ausgezeichnete Stil, die schönen Illustrationen und die Präsentation sollten nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir es hier mit einem wertvollen und sehr lesenswerten Beitrag zur Ethnomedizin zu tun haben.

Erwin H. Ackerknecht

Carl Manchot, *The Cutaneous Arteries of the Human Body.* Foreword by Ian Taylor, Introduction by William D. Morain. 149 p. with 53 Fig. and 8 Color Plates. Springer Verlag, New York/Berlin/Heidelberg/Tokio.

Die Introduction ist für den Medizingeschichtler vor allem interessant. Sie umfaßt 53 Seiten, somit mehr als ein Drittel des ganzen Buches, und wurde von William D. Morain MD verfaßt. Sie ist eine interessante Mischung von Kulturgeschichte, Politik und Medizingeschichte und bildet die Grundlage unserer Besprechung.

1889 publizierte der damals 23jährige Medizinstudent in Straßburg Carl Manchot seine klassische Untersuchung «Die Hautarterien des menschlichen Körpers». Zunächst erschien es, als wäre diese Monographie eine rein theoretische Untersuchung. Erst der Erste Weltkrieg zeigte, wie wichtig die arterielle Blutversorgung für die einzelnen Hautlappen ist. In Alsershot (England) eröffnete Harold Gillies aus New Zealand die erste Klinik für Hauttransplantationen und wurde damit zum Begründer der modernen plastischen Chirurgie, indem er auf dem Lebenswerk des Chirurgen Theodor Billroth, der zunächst in Zürich, später in Wien arbeitete, aufbaute. Gillies wurde zum Katalysator zwischen Manchot und der plastischen Chirurgie.

Manchot stammte aus Wipkingen bei Zürich. Er wurde als Sproß einer hugenottischen Familie namhafter Theologen geboren. Die Mutter, die

damals 33jährige Karoline Credner, war kalvinistischer Herkunft. 1866 zog die Familie nach Bremen, wo der Vater an der lutheranischen Gerhardskirche amtete. Im Bruch mit der Familientradition wählte der junge Manchot nicht die theologische Fakultät, sondern die medizinische. Mit 19 Jahren wurde er an der Kaiser-Wilhelms-Universität immatrikuliert. Was ihn zu dieser Wahl geführt hat, waren die mannigfachen finanziellen Erleichterungen, welche die neue deutsche Universität gewährte, um Studenten anzuziehen. An der Anatomie Straßburg war damals G. Schwalbe als Anatom tätig, welcher besonders über die segmentale Form der menschlichen Hautinnervation arbeitete. Manchot befaßte sich mit den Hautarterien, von denen Schwalbe annahm, daß dieselben sich wohl ähnlich verhalten würden. Manchot begann die Hautarterien zu injizieren und kam so zur Vorstellung des «vaskulären Hautterritoriums». Seine Arbeit wurde preisgekrönt und 1889 gedruckt. Nach einem Jahr Studium in Zürich wandte sich Manchot zum klinischen Studium wiederum nach Straßburg. Seine Dissertation trägt den Titel «Über die Entstehung der wahren Aneurysmen» und wurde in Virchows Archiv 1890 gedruckt. Dann nahm Manchot wiederum aus finanziellen Gründen eine Stelle am Eppendorfer Krankenhaus in Hamburg an und erlebte dort die Choleraepidemie von 1892. Er lernte seine spätere Frau Emmy Cropp kennen und bewarb sich um eine Arztstelle am Waisenhaus Hamburg. So kam er mit sozialen Fragen in Kontakt. Sein ausgesprochener Humor fand besonderen Gefallen an Wilhelm Busch. Durch die Inflation wurde die Familie Manchot schwer getroffen. Schließlich nahm Manchot auf dem Schiff «Deutschland» eine Stelle als 2. Schiffsarzt an. Für ihn war New York ein besonderes Erlebnis. 1932 verbrachte das Ehepaar Manchot in der Nähe von Lausanne. In diesen Ferien erlag Manchot ganz unerwartet einem Herzleiden. Sein Hauptwerk hatte bis dahin verhältnismäßig geringe Beachtung gefunden. Das änderte sich schlagartig, als die Pioniere der Hautplastik sich seiner Beobachtungen bemächtigten. In Berlin waren es besonders Jacques Joseph und Johann Friedrich Esser. In den USA machte besonders Jerome Webster an der Columbia University auf Manchots Arbeit aufmerksam. In Italien war es vor allem T. Tansini, der auf Manchots Ergebnisse hinwies. In den USA übernahmen vor allem der Chirurg Vilreay Blaire in St. Louis, in Oxford Stuart Milton die Ergebnisse. Die Transplantationstechnik erlebte eine neue Blüte.

Besonders ist die reichliche, stets auf Originaldokumenten beruhende Bebilderung hervorzuheben. A. Faller

Johannes Oehme, *Pädiatrie im 18. Jahrhundert.* Band 12 aus der Reihe «Documenta Pädiatrica». 171 Seiten mit 67 Abbildungen. Hansisches Verlagskontor, Lübeck 1984. DM 24,–.

Der ehemalige Chefarzt der Kinderklinik Braunschweig und Honorarprofessor an der Universität Marburg/Lahn hat hier eine Sammlung von Aufsätzen, die in der Zeitschrift «Der Kinderarzt» erstmals erschienen waren, als ansprechende Monographie publiziert. Das Albrecht Peiper (1889–1968), dem bedeutendsten Darsteller der Geschichte der Kinderheilkunde in deutscher Sprache, gewidmete Buch greift, indem es weit über Peiper hinausgeht, das 18. Jahrhundert heraus als die Zeit, in der das Kind in seiner Besonderheit entdeckt wurde, während es früher als kleiner Erwachsener betrachtet wurde. Oehme geht von dem Basler Kinderarzt Theodor Zwinger III (1658–1724) aus, der in seiner lateinischen Schrift «Paedojatreija practica» (Basel 1722) erstmals die Kinderkrankheiten «a capite ad calcem» abgehandelt hat. Hier erscheint auch erstmals die Bezeichnung «Pädiatrie». Der zweite bedeutende Kinderarzt der Epoche war der Schwede Nils Rosen von Rosenstein (1706–1773), dessen Buch «Anweisung zur Kenntniß und Cur der Kinderkrankheiten» 1764 erschien. Es wurde später in acht Sprachen übersetzt. Schließlich veröffentlichte 1784 der Engländer Michael Underwood (1737–1820) seinen «Treatise on the Diseases of Children». Nach L. T. Morton legte er damit den Grundstein der modernen Pädiatrie.

Oehme unterteilt sein Buch, in dem er eingehend die verschiedenen Kinderkrankheiten abhandelt, in zwölf Kapitel, wovon das zehnte über die Anfänge der Sozialpädiatrie (Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, Ambulatorien für kranke Kinder) mir besonders interessant scheint. Man erfährt z. B. daß 1769 in London von G. Armstrong ein Ambulatorium für kranke Kinder gegründet wurde und 1787 in Wien das «erste öffentliche Kinderkrankeninstitut» zur unentgeltlichen Behandlung armer kranker Kinder eröffnet wurde. Eine ausgewählte Bio- und Bibliographie rundet das gehaltvolle Buch ab. Die Ursprünge der Kinderheilkunde kennenzulernen ist für Ärzte, speziell Kinderärzte, sicherlich wichtig und interessant. Aber auch Medizinhistoriker, Pädagogen, Kinderkrankenschwestern und andere Mitarbeiter der Heilberufe werden mit diesem Band unterhaltsam informiert.

M.-L. Portmann, Basel

William H. MacNeill, *Plagues and Peoples.* Anchor Press, Garden City/NY, 1976.

Diese Geschichte der Malaria, Schlafkrankheit, Pest, Cholera, Pocken u. a.

beginnt in der Vorgeschichte. Um die Lücken dort und in der Antike auszufüllen, stützt sich der Autor, Professor für Geschichte in Chicago, auf biologische und epidemiologische Erkenntnisse. Er selbst nennt sein Vorgehen in diesen Epochen spekulativ, was es ja wohl auch sein darf, besonders, wenn sein Rekonstruktionsversuch so seriös untermauert ist. Er kommt dabei zu den folgenden Resultaten: In seinem ursprünglichen Habitat des tropischen Regenwaldes hatte sich der Hominide/Homo sapiens schon die Malaria zugezogen, während in der späteren Zeit des Lebens in den Savannen die Schlafkrankheit dazugekommen war, beides Krankheiten, die sich aus einer Adaptation/Maladaption an das ökologische Umfeld ergaben. Mit dem Mikrokosmos der neolithischen Städte in Mesopotamien und Indien kamen die direkt von Mensch zu Mensch übertragenen Infektionskrankheiten hinzu. Pest, Cholera und im Falle Amerikas die Pocken sind die typischen «reisenden» Krankheiten. Die Pest, bekanntlich aus innerasiatischen Tierreservoiren durch die Karawanserei nach Europa und China verschleppt, ist äußerst gut und auch neu dokumentiert, namentlich was China betrifft. Dieses sehr anregende Buch zeigt, wie immer wieder, sei es durch ökologischen oder sozialen Austausch, Mikrofauna pathogen werden konnte, Bevölkerungskrisen hervorrief und zu neuen Lebensformen führte. Es macht Ernst mit der Absicht, die Epidemien in die allgemeine Geschichte einzuordnen, ohne früheren Arbeiten dieser Art Abbruch zu tun.

Antoinette Stettler

Mary A. B. Brazier, *A History of Neurophysiology in the 17th and 18th Centuries,* Raven Press, New York 1984.

Der luxuriöse Band wurde mit Hilfe eines Stipendiums des NIH Bethesda/Md, USA, publiziert. In der Vorrede bedankt sich die Autorin, Professorin für Anatomie und Physiologie an der UCLA, bei allen, die auf zwei Kontinenten Rang und Namen haben. Auch das zitierte Quellen- und Literaturmaterial ist beachtlich. Und doch hält sich diese Geschichte der Neurophysiologie bloß an die Erkenntnisse, die schon Garrison/MacHenry (1969) in ihrem Standardwerk der Geschichte der Neurologie herausgearbeitet haben. In einigen Schattierungen der Interpretation weicht die Autorin allerdings etwas von Garrison/MacHenry ab. So findet sie z. B., daß nicht eigentlich Whytt den Reflex entdeckt habe, weil er noch das Konzept des Spiritus animalis vertrat. Seinen Beobachtungen tut das allerdings keinen Abbruch. Dem an der Geschichte seines Faches interessierten Neurologen kann das Buch außerdem auch nur mit Reserve empfohlen werden, weil es

nicht flüssig geschrieben ist. Die Autorin verliert sich immer wieder in Einzelheiten, die mit dem jeweils angeschnittenen Gedankengang nicht viel zu tun haben, und macht auch bisweilen Fehler in der chronologischen Abfolge der Ereignisse. Antoinette Stettler

Arthur E. Imhof (Hrsg.), *Der Mensch und sein Körper von der Antike bis heute*. Verlag C. H. Beck, München 1983. 280 S., zahlreiche Abbildungen.

Imhof, Professor für Sozialgeschichte an der freien Universität Berlin, versteht es ausgezeichnet, ausgewiesene Forscher an einem Symposion oder – wie im vorliegenden Band – in einer Vorlesungsreihe zu einem zentralen Thema sprechen zu lassen. Das Buch setzt ein mit Vorträgen von Historikern, Philologen, Ethnologen, Volkskundlern über die Einstellung zum Körper im Altertum und Mittelalter bis zur Neuzeit, wobei speziell zu vermerken sind die Themen Körpersprache und Magie (böser Blick), Votivtafeln, Badewesen, Zweikampf als Rechtsprechung, Körpertypologie in der älteren Literatur, Sportgeschichte. Nur in lockerem Bezug zum Generalthema stehen zwei pharmaziehistorische Vorträge von hohem Gehalt: Tradition und naturwissenschaftliche Erkenntnis in der Arzneipflanzentherapie (Rudolf Hänsel) und therapeutische Konzepte und soziales Anliegen in der frühen Heilkräuterliteratur (Guido Jüttner) mit Gedanken zum Problem der Selbstmedikation ehemals und heute.

Am Schluß stehen drei Beiträge von Medizinhistorikern. Die Entdekkung des menschlichen Körpers in der neuzeitlichen Medizin wird von Rolf Winau behandelt, nämlich die Entwicklung von Anatomie, Physiologie und Pathophysiologie von Vesal bis Virchow. Johanna Bleker sprach über Ansätze zu einer sozialen Medizin zur Zeit der bürgerlichen Revolution in Deutschland. Der dritte medizinische Beitrag stammt von Rainer Gensch und behandelt die Entwicklung der Arbeitsmedizin mit dem Untertitel «Die Professionalisierung der Beziehung von Körper und Arbeit».

Warum mußte für diese Gruppe der drei Mediziner der Titel «Medikalisierung und Hygienisierung von Leib und Leben in der Neuzeit» gewählt werden? Diese häßlichen modischen Schlagwörter sollen Prozesse bezeichnen, welche das Verhältnis des Menschen zu seinem Körper entfremdet haben, wie der Herausgeber im Nachwort schreibt. Johanna Bleker faßt diese Entwicklung wie folgt zusammen: «Der Glaube daran, daß alle naturwissenschaftlichen Erkenntnisse automatisch der Natur des Menschen gerecht werden, die Aufwertung der Gesundheit, die das Recht auf Gesundheit über andere menschliche Grundrechte stellte, und die Idee, daß die

Volksgesundheit wichtiger sei als das Schicksal des Einzelnen, haben sicher entscheidend zur Enteignung des Körpers beigetragen.»

Hiezu wäre doch die Frage zu stellen, ob frühere Menschen, welche die Vorgänge in ihrem Organismus durch die Brille einer Viersäftetheorie oder einer astrologischen Deutung sahen, nicht ebenso oder noch mehr von ihrem Körper «entfremdet» waren als ein naturwissenschaftlich aufgeklärter Mensch unserer Zeit. Und wenn Frau Bleker einen Bogen spannt von der obrigkeitlichen Obsorge für die unmündigen Untertanen im Sinne der medizinischen Polizei von J. P. Frank, über die Utopie von Virchows naturwissenschaftlicher Politik bis zu bestimmten sozialmedizinischen Postulaten zu Anfang des 20. Jahrhunderts, so sind auch hier Einwände zu machen. Verlangte nicht Virchow als Remedur für die oberschlesischen Zustände in erster Linie «volle und unumschränkte Demokratie» und Schulbildung? Es ist nicht einzusehen, welche dritte Instanz unsern Körper «enteignen» und «manipulieren» sollte, wenn der aufgeklärte Bürger auf Grund demokratischer Willensbildung (also nicht ein Popanz von Staat) sich selbst hygienische Maßnahmen auferlegt. Carl Haffter

Leopoldina-Meeting, *Biologische Grundlagen der Geschichtlichkeit des Menschen*. Nova Acta Leopoldina, Abhandlungen der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina. Neue Folge Nr. 253, Band 55. Hrsg. H.-A. Freye. Verlag Joh. Ambr. Barth, Leipzig 1983.

Das faszinierende Thema dieser Veranstaltung betraf den Übergang von der Tierwelt zum Menschen, wobei mit Geschichtlichkeit die Entwicklung und Weitergabe von Traditionen, d. h. Kultur, gemeint ist, im Gegensatz zur Evolution. Es wurde behandelt von Forschern aus beiden deutschen Staaten, von Vertretern verschiedener Disziplinen wie Genetik, Ethnologie, Verhaltensforschung, Anthropologie, Ökologie, Sprachforschung, Philosophie. Es wurde gezeigt, daß die Grenzen zwischen den gegensätzlichen Bereichen Evolution und Kultur nicht so scharf sind, wie es früheren Vorstellungen der Menschwerdung entsprach. Bei Primaten sind Formen von Traditionsbildung als «precultural behavior» beschrieben worden. Werkzeuggebrauch ist nicht nur ein Kennzeichen menschlichen Verhaltens, sondern ist bei verschiedenen Tierarten, nicht nur im Primatenstamm, nachgewiesen worden. Humanethologische und genetische Studien zeigen, daß es auch angeborene «Universalien» des Verhaltens bis zu geistigen Leistungen gibt. Sprachwissenschaftliche Untersuchungen weisen in den Lall-Lauten und ihren Ableitungen universelle Ansätze nach, die in allen

Sprachfamilien der Erde übereinstimmen. Und als noch tiefere Schicht wird ein «verschüttetes Pongidenerbe» angenommen, nämlich die infantilen Schnalzlaute, die beim Schimpansen besonders ausgebildet sind und vor allem in der buschmännischen Sprache vorkommen.

Diese wenigen Andeutungen mögen vom Reichtum der hier zusammengetragenen Stoffe zeugen. Einen einzigen Hinweis auf die marxistische Philosophie, der in einer Publikation aus der DDR nicht fehlen darf, läßt man sich insofern gefallen, als ja sowohl Marx und Engels über Darwinismus und Evolution geschrieben haben. Dieser Beitrag verwahrt sich speziell dagegen, der Vokabel «Geschichtlichkeit» einen existenzphilosophischen bzw. teleologischen Sinn zu unterlegen sowie den Ausdruck «Sonderstellung» des Menschen innerhalb der Natur im Sinne eines «Auserwähltseins» zu gebrauchen. Zitat: «Der philosophische Materialismus stößt sich an dem Nebel, der eine solche ‹höhere Bestimmung› umgibt.» Diese Polemik stößt aber hier ins Leere; die naturwissenschaftliche Haltung der hier vertretenen Forscher von Ost und West ist nicht gegensätzlich, sondern ergänzt sich widerspruchslos. Carl Haffter

Herbert Will, *Die Geburt der Psychosomatik. Georg Groddek, der Mensch und Wissenschaftler*. Urban & Schwarzenberg, 1984. 231 S., 18 Abb.

Groddek war ein Psychosomatiker avant la lettre, der selbst den Ausdruck Psychosomatik niemals brauchte. (Dieser Begriff erscheint erstmals 1928 im Untertitel der neugegründeten Zeitschrift «Der Nervenarzt» und wurde dann Anfangs der dreißiger Jahre in den USA zur Bewegung der Psychosomatischen Medizin.) Groddek selbst praktizierte schon seit 1900 in einem eigenen kleinen Privatsanatorium in Baden-Baden eine Heilmethode, bei der neben Diät, Massage und andern physiotherapeutischen Anwendungen die Psychotherapie eine Hauptrolle spielte. Die Schriften Freuds, die er erst seit 1913 kennenlernte, wurden dann für ihn entscheidend. Er blieb aber nach seinen eigenen Worten «ein wilder Analytiker» und behielt auch in seiner Therapie seinen persönlichen Stil bei. Er wandte Theorie und Praxis der Psychoanalyse wahllos bei allen organischen Leiden an, während die eigentlichen Psychosomatiker sich nur vorsichtig an ausgewählte Organ-Krankheiten heranmachten. Er hatte einen beispiellosen Zulauf und erstaunliche Erfolge. Der (von Freud abgefallene) Psychoanalytiker Stekel schrieb darüber: «Wir müssen dem erfahrenen, geistreichen Arzte diese Wunder glauben. Aber es sei uns der Zweifel gestattet, ob diese Wunder durch die Psychoanalyse zustande gekommen sind. Ein jeder Glaube kann

Berge versetzen! ... Groddek hat sich vielleicht sein Privat-Lourdes geschaffen, wo ein wundertätiger Götze (Freud) das Unmögliche möglich macht.»

Groddek hat mit seinem «Buch vom Es» (vielleicht in Anlehnung an Nietzsches «Es denkt») den Begriff des Es geschaffen, den Freud von ihm übernommen, aber etwas abgewandelt hat.

Die vorliegende Studie ist eine kritische und sorgfältig belegte Studie, die erste gründliche Darstellung in deutscher Sprache. Mit dieser Dissertation hat der Autor ein wichtiges Kapitel der Geschichte der Psychoanalyse in musterhafter Weise bearbeitet.

Carl Haffter

Danielle Gourevitch, *Le Mal d'être Femme. La femme et la médecine dans la Rome antique.* Belles Lettres, Paris 1984. 276 S., 37 Abb. Vorwort von M. D. Grmek.

Der Titel erinnert an «Krankheit Frau» von Esther Fischer-Homberger. Das Buch stellt dar, welches Bild der gesunden und kranken Frau sich ergibt bei den Schriftstellern des römischen Altertums, ob sie Ärzte waren wie Galen, oder Nichtärzte wie Plinius und Lukrez. Daß Frausein damals an sich schon ein Übel war, wie der Titel sagt, entsprach der Theorie des Aristoteles, wonach die Entstehung des weiblichen Geschlechts eine Mißbildung sei. Dementsprechend wurden auch weibliche Physiologie und Pathologie weitgehend als Minusvarianten körperlicher Funktionen gedeutet, und wir finden dort auch schon die Belege für den Aberglauben von der Minderwertigkeit der menstruierenden Frau und vom giftigen Menstrualblut. Eine andere (griechische) Tradition, welche die lateinischen Autoren weitergaben, war die Vorstellung des im Körper herumvagierenden Uterus als Ursache der Hysterie. Abgesehen vom medizinischen Aspekt bedeutete auch die inferiore soziale Stellung der Frau ein Übel – Anfänge einer Emanzipation betrafen erst die Spätzeit und auch dann nur die obern Schichten der Gesellschaft.

Ein feministisches Buch? Nicht in dem Sinne, daß es in tendenziösem Ton geschrieben wäre. Die Autorin, die sich in ihrem kürzlich erschienenen größeren Buch «Le Triangle Hippocratique» als profunde Kennerin der antiken Medizin ausgewiesen hat, kann auch hier aus dem vollen schöpfen. Sie läßt durchweg die römischen Autoren selbst sprechen. Daß sich durch ihre Fragestellung dabei ein vorwiegend düsteres Bild ergibt, liegt in der Sache selbst begründet, nicht in Voreingenommenheit der Autorin.

Carl Haffter

Helmut Vogt, *Der Arzt am Krankenbett.* Eine Charakteristik in Bildern aus fünf Jahrhunderten. Verlag J. F. Bergmann, München 1984. 160 S., zahlreiche Abbildungen.

Der Autor ist ein ehemaliger Chefarzt der medizinischen Klinik in Flensburg, der sich im Ruhestand mit medizinischen Abbildungen beschäftigt und schon darüber publiziert hat. Er widmet die vorliegende Studie dem Flensburger Ärzteverein zu dessen hundertstem Jubiläum. Er hat eine sehr schöne Reihe von Bildern zusammengestellt, die von Einblattholzschnitten des 15. Jahrhunderts über Rowlandson, Chodowiecki und Daumier bis zu Karikaturen im «Simplicissimus» und im «New Yorker» reicht. Die Auswahl schildert nicht nur die Situation des Arztbesuchs im häuslichen Kreis, sondern auch das Aufkommen der Spitalbehandlung. Neben der medizinhistorischen Einordnung gibt der Text auch allgemein-kulturgeschichtliche Hinweise, sowie kunsthistorische Erklärungen zum Stil der Darstellung. Mit der Interpretation einzelner Bilder geht der Autor etwas eigenwillig vor. Ferner scheint Latein seine schwache Seite zu sein: die Sprachbänder der Teufel auf S. 13 sind nicht ihre Namen, sondern die Sünden, die sie dem Todkranken vorhalten. Abgesehen von diesen Schönheitsfehlern kann man das Buch als einen nicht nur unterhaltsamen, sondern auch belehrenden Streifzug durch die Medizingeschichte empfehlen. Carl Haffter

F. K. Mathis, *Ist die schwarze Köchin da?* Alte Kinderspiele. Verlag Huber, Frauenfeld 1985. 76 Abbildungen, wovon 17 farbig. Fr. 58.–.

Das Spiel hat als ein Schlüsselthema der philosophischen Anthropologie die bedeutendsten Geister fasziniert: Erasmus, Schiller, Huizinga, Buytendijk, Piaget. Das vorliegende Buch gibt im Hauptteil eine höchst reizvolle Auswahl von Bildern in ungewöhnlich schöner Qualität der Reproduktion. Neben bekannten Malern wie A. und H. Holbein, Hans Bock, Urs Graf, Mind, Anker, Agasse, Stauffer, finden sich weniger berühmte Meister der liebevollen Darstellung von Kindern, besonders aus dem 18. und 19. Jahrhundert, zum erheblichen Teil aus Privatbesitz. Der Verfasser war ehemals Konservator des Schweizerischen Sportmuseums in Basel, Autor einer Geschichte der Sportmedizin und vieler Broschüren und Kalender von Pharma-Firmen für Ärzte, zumeist mit historischem Inhalt. Er beleuchtet im ersten Drittel dieses Buches und im Begleittext zu den Bildern die historischen Zusammenhänge – es ist erstaunlich, wie weit die Tradition einzelner Spiele zurückreicht – mit Verweisen auf die psychologischen und

pädagogischen Theorien der Literatur, die er in Auswahl zitiert. Er will nicht eine neue Theorie aufstellen, oder eine systematische Geschichte der Spiele bieten, vielmehr in lockerer Form «Einblicke in die Kultur des Kindes geben» und zeigen, «wie sich in den traditionellen Spielen ein Stück Menschheitsgeschichte spiegelt». Dies ist ihm hervorragend gelungen. Das kleine Werk ist eine Kostbarkeit, zu der Verfasser und Verlag zu gratulieren ist.

Carl Haffter

Axel Hinrich Murken, *Lehrbuch der Medizinischen Terminologie.* Grundlagen der ärztlichen Fachsprache. Kohlhammer, Stuttgart 1984. 237 S., 7 Abb. DM 36,–

Eine Einführung in die medizinische Fachsprache ist notwendig für Nichtlateiner, nützlich auch zum Auffrischen für Lateiner. Murken vermittelt dieses an sich trockene Gebiet in sehr instruktiver Form. Er gibt in einem einführenden Kapitel einen kurzen Abriß der Medizingeschichte, aus der sich ja das Gemisch von griechischen und lateinischen Termini herleitet. Es folgt das notwendige Minimum an lateinischer Grammatik, d. h. die Deklinationsregeln, die wichtigsten Zahlwörter, Suffixe und Präfixe, vom Griechischen das Alphabet und einige Zahlwörter. Die Listen der Fachwörter sind auf drei Gruppen verteilt. Zuerst gibt das Buch eine Aufstellung nach «Sinngruppen» wie: der Mensch, Kopf und Rumpf, Glieder und Haare, das Leben, die Medizin, die Krankheit, der Tod. Anschließend werden Synonyme zusammengestellt, aus denen sich die Verwendung teils lateinischer, teils griechischer Termini ergab wie digitus/daktylos oder aqua/hydor. Am Schluß steht das größte, rein alphabetische Verzeichnis von Vokabeln. Es soll wohlgemerkt eine Auswahl sein, also kein Wörterbuch ersetzen. Diese Dreiteilung scheint uns problematisch. Viele Begriffe wie femina oder pulmo erscheinen in allen drei Abschnitten. Dafür fehlen wichtige Begriffe wie Anorexia, Marasmus, Meconium, Melaena, Lympha (und Ableitungen davon), Influenza, Homoiostasis, Homoiopathia, Allopathia. Merkwürdig inkonsequent ist die Auswahl bei polaren Begriffen: Wir finden Analogia, aber nicht Homologia, endogen, aber nicht exogen, Eumenorrhoea, aber nicht Dysmenorrhoea, Tonus, aber nicht Klonus. Manche Worterklärungen sind unvollständig: für ictus wird nur die Bedeutung Schlag, Stoß angegeben, aber nicht die wichtigere von Anfall (apoplecticus, epilepticus); liber wird nur übersetzt als frei, Buch, es fehlen aber liberi = Kinder. Ärgerlich sind die vielen Fehler, die zum Teil durch nicht korrigierte Setzerfehler zu erklären sind, angefangen von den automatischen (anstatt anatomischen)

Schnittebenen, dolni als Perfekt von dolere, suicidum statt suicidium, italienisch veneno statt veleno. Aegresco (= erkranken) wird einmal verstümmelt zu negresco, einmal zu necresco. Das schöne Verzeichnis lateinischer Redensarten und Sprüche endet mit einem Mißton: «Vivitur ingenio, caetera mortis est.» Dabei steht die korrekte Form dieses berühmten Pentameters im selben Buch auf dem Frontispiz neben dem Vesalschen Knochenmann! Man schließt das Buch mit Bedauern über die unsorgfältige Durchführung eines vorzüglichen Konzeptes. Carl Haffter

Roche Lexikon Medizin. Herausgegeben von Hoffmann-La Roche AG und Urban & Schwarzenberg, München 1984. 1896 S., zahlreiche Abbildungen, teils farbig.

Eine erfreuliche Neuerscheinung, die alle Wünsche erfüllt, die man einem modernen medizinischen Lexikon gegenüber äußern kann. Es sei besonders hervorgehoben, daß die wichtigeren deutschen Ausdrücke von einer englischen Übersetzung gefolgt sind und daß diese englischen Wörter am Schluß des Buches in einem alphabetischen Glossar zusammengestellt sind, wodurch ein kleines englisch-deutsches Fachwörterbuch entstanden ist. Bei allen wichtigen Eigennamen (Autorennamen) sind Lebensdaten und Wirkungsstätte angegeben. Der Anhang gibt eine Übersicht über die lateinische Deklination, die lateinischen Grundzahlen und, besonders wertvoll, die aus dem Griechischen und Lateinischen abgeleiteten Wortstämme, Präfixe, Suffixe. Praktisch ist eine Übersicht über die Notfallsituationen, speziell Vergiftungen mit Anweisungen für die Behandlung und Liste der Informations- und Behandlungszentren für Vergiftungen in den deutschsprachigen Ländern. Betreut wurde das Lexikon von der Redaktion des Verlags (Dr. Dagobert Tutsch), welcher schon das sechsbändige Reallexikon der Medizin herausgab. So ist auch dieses Lexikon nicht ein bloßes Wörterbuch, sondern eine richtige kleine (Real-) Enzyklopädie des Faches, die dem aktuellen Stand des Wissens entspricht.

Wir schließen uns dem Wunsche des Herausgebers gerne an mit einer philologischen Nörgelei: ad multas (nicht multos) editiones! Carl Haffter

Walter Pagel, *The Smiling Spleen. Paracelsianism in Storm and Stress.* 213 Seiten, 13 Abb. Basel/München/Paris 1984. Fr. 153.–.

Über den Titel «The Smiling Spleen» stolpert der Leser wahrscheinlich gleich, ist doch die Milz – medizinhistorisch – mit dem humoralphysiologischen Begriff Melancholie verbunden. Da gibt es nun wahrlich nichts zu

schmunzeln! Aber eben, Pagel meint – in freier Übersetzung seiner Formulierung –, «daß die Milz die anspruchslose Rolle des Kehrichtssammlers auf sich genommen hat, um die Melancholie zu eliminieren und eine lächelnde Glückseligkeit zu fördern». Wir verstehen Pagel: Die Ideenwelt des Paracelsus grenzt sich schroff von der antiken-medizinischen ab, ein neues Bild von Mensch und Natur sowie neue Anschauungen ihrer Beziehungen prägen den von Paracelsus eingeschlagenen Weg. Und dennoch ist die Grenze nicht so haarscharf, wie man meinen könnte: Ist nicht ein Teil der «neuen Lehre» als neo-hippokratisch zu betrachten?

Gerade von dieser Problematik handelt Pagels posthum erschienenes Werk. Pagel starb am 25. März 1983. Das Manuskript «The Smiling Spleen» hatte er noch beendet und hoffte, das Werk könnte noch erscheinen, «so lange noch das Lämpchen glüht» (Nachruf Müller-Jahncke in Ber. Wiss. Gesch. 1983, S. 168). Mit Unterstützung vom Verlag S. Karger, Basel, hat Marianne Winder (Wellcome Institute and Library) die Veröffentlichung realisieren können.

Der große Gelehrte Walter Pagel bietet mit diesem Werk wiederum eine erstaunliche Fülle von bisher unbekanntem oder kaum beachtetem Material zur Geschichte des Paracelsismus. Drei Gruppen werden unterschieden:

1. *die Anhänger,* wie Alexander van Suchten, Petrus Severinus, der vergessene (!) Paracelsist Fabius Violet und der kaum bekannte Johannes Sophronius Kozak (1602–1685);
2. *die Kritiker,* wie Van Helmont, Gabriel Fontanus (um 1650) und Thomas Fienus (1567–1631);
3. *die Vermittler,* wie Campanella (1568–1636), Sennert (1572–1627), Conring (1606–1681) und Francis Glisson (1597–1677).

Es folgen dann noch Exkurse über «umstrittene paracelsische Lehrmeinungen» und zum Schluß Gedanken zu Leibniz' und Boyles Anteilnahme an der Erbschaft des Paracelsus.

Aus diesem kurzen Überblick möge ersichtlich sein, welche Schätze das letzte Werk von Pagel enthält. Die pen-portraits sind – wie gewohnt – gestochen scharf; ihr Wert wird durch zahlreiche Anmerkungen noch erhöht.

Willem F. Daems

Die Heilmittel der Hildegard von Bingen: Hildegard von Bingen *Heilmittel,* [Physica:] Erste vollständige und wortgetreue Übersetzung, bei der alle Handschriften berücksichtigt sind, [besorgt von] Marie-Louise Port-

mann, I: Buch 3 Von den Bäumen; II: Buch 1 Von den Pflanzen (1–112); III: Buch 1 Von den Pflanzen (113 bis Ende); IV Buch 2/4/5: Elemente, Edelsteine, Fische; V: Buch 6/7 Vögel, Tiere; VI: Buch 8/9 Reptilien, Metalle (Anhänge zu Lieferung 5 und 6), hrsg. von der Basler Hildegard-Gesellschaft, Basel: Basler Hildegard-Gesellschaft 1982–1984. 165, 227, 212, 189, 210 [82] S. Fr. 110.–.

Unwillkürlich verbinde ich zwei Bilder: In der Verborgenheit des Klosters Rupertsberg bei Bingen schreibt die *indocta* Hildegard (1098–1179) u. a. ihr Werk über die Heilobjekte der Natur, in lateinischer Sprache; in der «Klause» der Medizinhistorischen Bibliothek in Basel übersetzt die *gelehrte* Dr. Marie-Louise Portmann das Werk der Hildegard in die deutsche Sprache und macht damit dieses Werk dem breiten Interessentenkreis zugänglich. Mit ihren gründlichen paläographischen, codicologischen und historischen Kenntnissen, dabei die lateinische Sprache wie ihre Muttersprache beherrschend, war Frau Portmann in der Lage, die nunmehr erstmalige Übersetzung der «Physica» vorzulegen. Fürwahr eine wissenschaftliche Musterleistung. Sie hat bei ihrer Studie die Handschriften aus Wolfenbüttel, Bern, Brüssel, Kopenhagen und Paris verarbeitet, daneben die gedruckten Ausgaben von 1533 und von Migne (1855 und 1882). Selbstverständlich sind auch die neueren Studien zum Thema einbezogen. Die von Peter Riethe 1959 herausgegebene «Übersetzung» enthält von den Kapiteln nur jeweils ein Torso; die erschließenden Indices strotzen von nomenklatorischen und orthographischen Ungenauigkeiten. Frau Portmann bringt eine integrale Übersetzung mit allen Textvarianten des gesamten verarbeiteten Materials. Dazu die Deutungen in älteren Studien und die Aufschlüsselung nach Indikationen, Rezepten, botanischen und substanzkundlichen Gesichtspunkten: alles in Anhängen übersichtlich geordnet.

Bei dieser immensen Arbeit stand ihr eine Typistin zur Seite, die des Lateinischen unkundig ist, so daß es hie und da fehlerhafte Übertragungen gibt, die jedoch den geschulten Leser nicht stören. Bei einer Arbeit mit solch großem Materialumfang gibt es selbstverständlich noch einiges zu überlegen. So würde ich den Kapiteltitel «De Herba Gi(c)ht [Gith]» lieber «Vom Kraut [das man] Gith [nennt]» übersetzen als «Vom Gichtkraut». Letztere Formulierung verstärkt den Eindruck, daß die Pflanze ihren Namen von der Indikation erhalten habe. In Wirklichkeit ist *git(h)* eine aus dem Semitischen entlehnte Bezeichnung für den «Römischen Schwarzkümmel», Nigella sativa, und in antiken Quellen [Plinius 20, 182: git ex graecis] längst belegt, ohne Verbindung zu Gicht. Die Form githerut «an anderer Stelle»

muß bestimmt als githerut gelesen werden – wo auch die Fehlübertragung geschehen sei – und damit entfällt die Frage, ob damit «Gartenraute?» gemeint sein kann. Am Schluß der wichtigen Einleitung zum Edelsteinbuch (Lfg. 4, S. 9) notiert Portmann 6 Rätselfragen, von denen ich meine, zwei streichen zu können. Was soll an den unterschiedlichen Schreibweisen *iacinthus*, *jacinthus* und *hyacinthus* rätselhaft sein? Sie sind verschiedene Notierungen (Grapheme) für dasselbe Phonem! Das Rätsel der *schwärzlichen* Farbe des Kristalls (Bergkristalls) wird im Text selbst gelöst: Nicht der Kristall, sondern «die kalten Wässern», aus denen er entsteht, «sind von schwärzlicher Farbe». Etwas weiter im Text wird die «Verdichtung» zur «dicken weißen Masse», die (sogar) «etwas rein [klar] wird» beschrieben.

Hildegard stellte mit ihrer «Physica» ein Kulturdenkmal von Ewigkeitswert in die Welt; Portmann fügte dem eine würdige Kulturleistung, an der kein Hildegard-Forscher vorbeigehen kann, hinzu.

Die Hildegard-«Vermarktung» wird – wie die des Paracelsus – unser Jahrtausend nicht überstehen; Hildegards Werk und das ihrer Übersetzer bleibt für immer erhalten.

Es sei mir noch ein Seufzer erlaubt: Das Werk von Frau Portmann hätte eine reguläre gedruckte Ausgabe verdient. Für schöpferische Arbeit lassen sich aber heutzutage die benötigten Gelder nicht finden. Milliarden werden jedoch für zerstörerische Kräfte zur Verfügung gestellt. Willem F. Daems

François Ledermann, *Bibliographie des ouvrages suisses de pharmacopée* (= Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, 3). 135 Seiten, 22 Repros. Juris, Zürich 1984. Kartoniert Fr. 26.–.

François Ledermann hat es unternommen, die Arzneibuchliteratur, die auf Schweizer Boden gedruckt wurde, bibliographisch zu erfassen. Arzneibücher (Pharmakopöen, Antidotarien, Dispensatorien usw.) sind Quellen zur Geschichte der Arzneimittel (Drogen, Rezepte, Arzneiformen). Wenn man sich hier auf die akademische Frage, was ein Arzneibuch ist, einläßt und den Gesetzescharakter als Grundlage nimmt, so würde dabei für die Schweiz herzlich wenig herauskommen: das erste amtliche Arzneibuch wäre dann die «Farmacopoea Ticinese» von 1844! Ledermann hat sich, zum Glück, auf breiteste Basis gestellt. So findet man sogar – um nur einiges zu nennen) Scribonius Largus' «Compositiones medicamentorum» (Basel 1529) neben Heinrich von Schennis' «Spagyrische Hauß vnd Reiß-Apothec» (Zürich 1646). Exakt wurden die Titel aufgenommen, die Exemplare in Bibliothe-

ken der Schweiz verzeichnet und auf die Erwähnung in den wichtigsten bibliographischen Übersichten hingewiesen. Viele Titel sind reprographisch vertreten. Register der Druckorte, Drucker, «Références bibliographiques», chronologische Daten und Bibliotheken erhöhen den Wert dieses für die Pharmazie- und Medizingeschichte unentbehrlichen Materials.

Willem F. Daems

Perspektiven der Pharmaziegeschichte. Festschrift für Rudolf Schmitz zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Peter Dilg unter Mitarbeit von Guido Jüttner, Wolf-Dieter Müller-Jahncke und Paul U. Unschuld. Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1983. XVIII + 497 S., 47 Abb.

«Roter Graben 10» ist der Titel einer Sammlung ausgewählter Kapitel der Pharmaziegeschichte. Der Autor, *H. Becker,* deutet damit wohl an, daß der Rote Graben 10 in Marburg/Lahn – Adresse des Instituts für Geschichte der Pharmazie – für die fachhistorische Welt ein Begriff ist, wie etwa Downing-street 10 für die Politik. Und mit dem Institut ist sein Schöpfer, Prof. Dr. *Rudolf Schmitz,* ein weltbekannter Begriff für erstrangig wissenschaftliche Geschichtsforschung geworden. Darüber hinaus erwarb Schmitz sich einen Ruf wegen seiner standespolitisch erfolg- und segensreichen Tätigkeit, nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch weit über derer Grenzen hinaus (Indonesien z. B.). Zu seinem 65. Geburtstag wurde Schmitz eine Festschrift überreicht, die bereits auf den ersten Blick durch Umfang (515 Seiten) und vornehme Ausstattung Bewunderung abverlangt. Diese Bewunderung wächst, wenn man den reichhaltigen Inhalt der 30 Beiträge überblickt. Mit ebensolchen strengen Qualitätsnormen, wie sie Schmitz nicht nur für sich in Anspruch nimmt, sondern sie auch von seinen Schülern und Mitarbeitern verlangt, haben Peter Dilg und drei andere Wissenschaftshistoriker das Werk redigiert. Dies heißt u. a., daß unter dem freilassenden Titel «Perspektiven der Pharmaziegeschichte» die 30 Beiträge in einer konsequent durchgehaltenen Form gestaltet wurden. Register (Personen, Sachen, Länder und Orte) schließen die Artikel auf. Nichts ist jedoch schwieriger, als den Inhalt einer Festschrift zu würdigen – wir können also auch nur bestimmte Aspekte herausgreifen.

Aus der Schweiz stammt der Beitrag von *Willem F. Daems* über «Synonymenvielfalt und Deutungstechnik bei den nomina plantarum medievalia» sowie die Studie von *Hans-Rudolf Fehlmann* über «Ceratum Galeni. Zur Geschichte von Unguentum leniens». Letzterer ist übrigens der einzige Beitrag, dessen Thematik bis in die Antike zurückreicht. Fehlmann konnte

nachweisen, daß Galen mit Sicherheit nicht als erster die «Kühlsalbe» (Unguentum refrigidans Galeni) beschrieben hat.

Erwähnen wir noch die Beiträge der Herausgeber dieser Festschrift:

Peter Dilg machte mit seiner Studie «Examen pharmacopoearum vulgare. Aus einer Handschrift des Laurentius Blumentrost d. Ä. (1619–1705)» ein nicht unbedeutendes Dokument für die Geschichte der Apotheker-Ausbildung bekannt.

Guido Jüttner, Medizinhistoriker, widmete dem Leben und Werk des Johann Conrad Barkhausen (1666–1723), dem «Pharmacopoeus spagyricus» eine Studie.

Wolf Dieter Müller-Jahncke, besonders mit den Werken des Agrippa von Nettesheim vertraut, nahm diesmal «Agrippa von Nettesheim in Antwerpen» unter die Lupe, «Ein Beitrag zur Geschichte des ‹Englischen Schweiß›».

Paul U. Unschuld ist – mit seinen reichen sinologischen und medizinhistorischen Kenntnissen – der Verfasser des Beitrages «Die Bedeutung der Ma-wang-tui-Funde für die chinesische Medizin- und Pharmaziegeschichte».

Die Festschrift bringt von folgenden Medizinhistorikern Beiträge: Heinz Goerke, Gundolf Keil, Karl Rotschuh, Hans Schadewaldt, Heinrich Schipperges, Eduard Seiler und Richard Toellner, womit demonstriert wird, wie die Pharmaziegeschichte, wie sie Rudolf Schmitz vertritt, der modernen Medizingeschichte ebenbürtig ist. Willem F. Daems

Franz-Josef Kuhlen, *Zur Geschichte der Schmerz-, Schlaf- und Betäubungsmittel in Mittelalter und früher Neuzeit.* Bd. 19 der Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie. Verlag Deutscher Apotheker, Stuttgart 1983. 445 S., 24 Abb. Broschiert.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts nahm der Mißbrauch des Opiums ein solches Ausmaß an, daß auf staatlicher wie internationaler Ebene Maßnahmen gegen dieses ernsthafte Gesundheitsproblem getroffen wurden, die zur Entstehung der ersten «Opiumgesetze» führten.

Franz-Josef Kuhlen will mit seiner Arbeit klären, inwiefern die Problematik des Drogenmißbrauches schon in früheren Zeit aufgetreten war. Die Schwerpunkte seiner Untersuchungen bilden dabei das Mittelalter und die frühe Neuzeit. Sein Interesse gilt den arzneilich verwendeten Pflanzendrogen, den Drogenzubereitungen und deren Mißbrauch. Die ersten beiden Teile der Arbeit befassen sich mit den Schmerz- und Schlaftheorien. Es wird

ersichtlich, daß einige Anschauungen im Laufe der Geschichte imme wieder auftauchten. So z. B. die Tatsache, daß Schlaf Schmerzen lindere, starke Schmerzen hingegen Schlaflosigkeit erzeugen.

Der dritte Teil widmet sich den verschiedenen Schmerz-, Schlaf- und Betäubungsmitteln. Zuerst folgt ein kurzer Überblick, der die Anwendung und den Mißbrauch dieser Drogenarten in den alten und außereuropäischen Kulturen bis hin zur Antike abhandelt. An diese Vorgeschichte gliedert sich das Mittelalter und die frühe Neuzeit mit ausgewählten Texten und einem Rezepturteil. Bis ins 16. Jahrhundert ist eine große Zahl von Pflanzendrogen bekannt, wobei die Solanaceen, Papaver, Lactuca und Nymphaea vorherrschend waren. Anfangs des 17. Jahrhunderts nahmen die Solanaceenpräparate stark ab. Es bleibt ungeklärt, ob der Mißbrauch dieser Droge, wie er seit dem Ende des 14. Jahrhunderts bekannt ist, als Ursache für das spätere Verschwinden angesehen werden darf. Als eine mögliche Erklärung läßt Kuhlen den Zusammenhang mit dem Hexenwesen gelten: Welcher Arzt oder Chirurg wollte in einer Zeit des Massenwahns und Furcht vor Denunziation das Risiko eingehen, der Hexerei bezichtigt zu werden, weil eines seiner betäubenden Mittel vielleicht nebenbei noch Flugträume erzeugt hatte? An die Stelle der Solanaceen trat das Opium. Dadurch war es nicht mehr möglich, bei chirurgischen Eingriffen eine Betäubung im Sinne eines «Dämmerschlafes» herbeizuführen. Das Fehlen der Solanaceen brachte auch eine Änderung in der Applikationsform sowie eine viel kleinere Anzahl von Drogenmischungen. Kannte Valescus von Taranta noch 30 «Somnifera», so zählte die für das 17. und 18. Jahrhundert bedeutende «Pharmacopoea medico-chymica» des Johannes Schröder nur noch deren zwei, beide aber ohne Solanaceen. Das Verschwinden dieser Drogenart in Opiumzubereitungen brachte eine Neubewertung des Schmerzes mit sich, da dieser von nun an bei chirurgischen Interventionen zu einem gewissen Grade ertragen werden mußte. Die Folge war, daß man diesem duldsamen Ertragen einen positiven Aspekt verschaffte, den Schmerz als gut und zweckvoll ansah. Erst die Entdeckung des Äthers und des Chloroforms bereiteten diesen Schmerzen ein Ende.

Der vierte Teil beleuchtet geistes-, religions- und sozialgeschichtliche Hintergründe des Hexenwesens. Der Autor versucht hier den engen Zusammenhang zwischen Mißbrauch von Schmerz-, Schlaf- und Betäubungsmitteln und Hexerei aufzudecken. Nicht zu übersehen ist dabei eine gewisse Ähnlichkeit der damaligen Hexenszene mit der heutigen Drogenszene. Im Anhang werden 25 Hexenrezepturen im Wortlaut wiedergegeben.

Guido Sigron

Arndt Fleischer, *Patentgesetzgebung und die chemisch-pharmazeutische Industrie im deutschen Kaiserreich (1871–1918)*. Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, hrsg. von Rudolf Schmitz, Marburg, Bd. 25. Deutscher Apotheker-Verlag, Stuttgart 1984. 440 S. DM 46,–.

Eine Dissertation aus der Marburger Schule des bekannten Pharmaziehistorikers Rudolf Schmitz, die sich im Sinne der dort vertretenen pharmaziegeschichtlichen Forschungsrichtung einer quellennahen und quellenkritischen «Kleinarbeit» verpflichtet sieht.

Die vorliegende Arbeit verfolgt im wesentlichen zwei Ziele. Einerseits die eingehende Darstellung der Geschichte des Patentwesens während der «Gründerzeit» und «Hochindustrialisierungsperiode» nach der Gründung des Deutschen Kaiserreiches bis zum Ende des Ersten Weltkrieges.

Andererseits verweist sie auf Interdependenzen zwischen der Etablierung dieses gewerblichen Schutzrechtes in Deutschland bzw. seinen späteren Änderungen und auf das Erstarken der chemisch-pharmazeutischen Industrie bzw. die ersten synthetischen Arzneimittel.

Ausführlich und detailreich zeichnet Fleischer das Bild der Patentgesetzgebung und der chemisch-pharmazeutischen Industrie im Deutschen Kaiserreich mit beachtenswerter Vollkommenheit der thematisch überlappenden Spezialgebiete von Rechtsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Pharmazie- und Chemiegeschichte sowie Gesellschaftspolitik.

Für den naturwissenschaftlich gebildeten Leser waren juristische Grundbegriffe ebenso zu erläutern wie das Zustandekommen der Patentgesetze. Wissenschafts- und rechtshistorisch verlangte das Thema nach einer geschichtlichen Einleitung, die die erst im 19. Jahrhundert verstärkt aufkommende Idee des Patentschutzes verständlich macht.

Es war zudem unumgänglich, den Juristen und Ökonomen in die fast ausschließlich chemische Fachmaterie einzuführen.

Die historische Einleitung bezieht sich u. a. auf Definition, geschichtlichen Rückblick und Entstehung des Patentrechtes in verschiedenen europäischen Staaten vor der Reichsgründung. Der Hauptteil zeigt dagegen die spezifische Entwicklung des Patentgedankens vor ihrem wirtschaftspolitischen Hintergrund von der Reichsgründung an auf.

Der wirtschaftspolitischen Situation Deutschland–Schweiz auf dem Patentsektor in der Zeit um die Jahrhundertwende widmet der Autor im Abschnitt «Der Konflikt mit der Schweiz» auf 32 Seiten Aufmerksamkeit.

Der Wert der gesamten Arbeit ist u. a. auch in über 50 Seiten Literaturangaben zu suchen, die den derzeitigen Informationsstand bereichern.

Eine verdienstvolle Dissertation, die in variantenreicher und anschaulicher Sprache ein Teilgebiet der Geschichte der neueren Pharmazie behandelt.

Gottfried Schramm

U. Grass, *Zu Leben und Werk von Jakob Reinbold Spielmann.* Mit einem Geleitwort von R. Schmitz. IV, 254 Seiten, 26 Abbildungen. Band 20 der Reihe «Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie». Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart 1983. Kartoniert DM 38,–.

Durch die bio- und bibliographische Erfassung und Interpretation von «Leben und Werk» des Straßburger Apothekers und Professors Jakob Reinbold Spielmann (1722–1783) erfolgte erfreulicherweise eine weitere wissenschaftliche Fundierung des pharmaziehistorischen Schrifttums im Rahmen von Dissertationen der «Marburger Schule».

Als Nachkomme einer hochgeachteten Familie der elsässischen Metropole, deren existenzielle Basis die traditionsreiche «Hirsch-Apotheke» am Münster bildete, tritt J. R. Spielmann als Akademiker und Forscher, dessen wissenschaftliche Persönlichkeit gewissermaßen zweigeteilt werden kann, als Botaniker (Nomenklatorische Fragen und Studien zur Pflanzensystematik) und als Mediziner und Apotheker deutlich hervor.

Über J. R. Spielmann ist schon einige Male, selbst zu seinen Lebzeiten, biographisch berichtet worden (u. a. von seinem Schüler Ph. L. Wittwer, der ihn verehrte). Trotz mancher Forschungen war indessen auffallend wenig über Herkommen und Tradition seiner Familie bekanntgeworden. Ausführungen zur Genealogie und zum persönlichen Werdegang J. R. Spielmanns (Wanderjahre, Universitätslaufbahn, Familie, letzte Lebensjahre) nehmen deshalb einen wichtigen Platz in vorliegender Arbeit ein, die fast lückenlos eine Ahnentafel Spielmanns und eine Tafel der Nachkommen einschließt. Klare und umfängliche Darstellung erfährt J. R. Spielmann als akademischer Lehrer, inbegriffen seiner Vorlesungen, nebst Schüler bis zur Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Vereinigungen und Ehrenämtern, vor dem Hintergrund des Wissenschaftlers, Botanikers, Arztes und Apothekers. Den Hauptteil der Untersuchung bildet eine kommentierte Auseinandersetzung mit den arzneimittelgeschichtlich bemerkenswerten, umfangreichen «Institutiones Chemiae» (1763) und «Institutiones Materiae medicae» (1774). Als von diesen stark abweichende Leistungen sind seine «Pharmacopoea generalis» (1783) und die von ihm betreuten Dissertationen (1777–1781) einzustufen. Der größte Teil der behandelten Dissertationsthemen stammt indessen aus dem Gebiet der Chemie, und hier wiederum werden speziell die Themen-

kreise Azidität, Kaustizität und Salzbildung erörtert, was deutlich die Schwerpunkte der wissenschaftlichen Forschung Spielmanns erkennen läßt.

Die Notwendigkeit der Allseitigkeit einer Analyse und historischen Herangehens an die Fakten der Geschichte wird vom Verfasser erkannt, zumal in J. R. Spielmanns Zeit, in einer Ära, in der Straßburg unter dem starken Einfluß der Franzosen stand, sprachliche, politische und konfessionelle Probleme das Zeitgeschehen nachhaltig beeinflußten oder prägten. Auch Quellen- und Literaturverzeichnis, nebst die im Anhang wiedergegebenen amtlichen Erlasse und Protokolle zeigen die Präzision der vorgelegten Biographie, die einen anerkennenswerten Gewinn der pharmaziehistorischen Grundlagenforschung darstellt.

Erwartungsgemäß erfüllt die fleißige Untersuchung die von Rudolf Schmitz propagierte pharmaziehistorische Forschungsrichtung, die sich einer quellennahen und quellenkritischen «Kleinarbeit» verpflichtet sieht.

Gottfried Schramm, Zürich

A History of Pharmacy in Pictures. Ausstellung pharmaziehistorischer Ölgemälde anläßlich des "Nineteenth Annual Midyear Clinical Meeting" in Dallas, Texas, 2.–6. Dezember 1984.

Anläßlich des "Nineteenth Annual Midyear Clinical Meeting" der American Society of Hospital Pharmacists (ASHP) im Convention Center Dallas, Te., erfolgte unter der Schirmherrschaft der Fa. Parke, Davis & Company, New York, eine sehr beachtenswerte Ausstellung von 40 Ölgemälden zu Höhepunkten aus der Geschichte des Apothekerberufs ("... high lights of the history of the profession of pharmacy ..."), von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Der Realisation dieser Gemäldefolge "A History of Pharmacy in Pictures" liegen Konzeptionen und Bemühungen George A. Benders, früher Parke, Davis & Company, nunmehr Tucson, Arizona, zugrunde, der dem Projekt seit 1948 vorsteht und die pharmaziehistorischen Begleittexte verfaßte. Für die künstlerische Gestaltung zeichnet Robert A. Thom, "Member of the New York Society of Illustrators", "Member of the Scarab Club of Detroit", ehemaliger Präsident der Bloomfield Art Association, wohnhaft Birmingham, Michigan.

Die mit Akribie unter Zugrundelegung gründlicher historischer Recherchen gestaltete Gemäldereihe umfaßt ein breites historischer Spektrum künstlerisch interpretierter Sujets von beispielhafter Kontinuität und Auswahl. Besondere Bedeutung werden den markanten Entwicklungspha-

sen der Geschichte der Pharmazie in den USA beigemessen, obgleich historische Meilensteine des mittelmeerisch-abendländischen und ostasiatischen Kulturkreises nicht fehlen.

Künstlerische Gestaltung und ikonographische Interpretation erfahren die chronologisch angeordneten Themen "Before the Dawn of History", "Pharmacy in Ancient Babylonia", "Pharmacy in Ancient China", "Days of Papyrus Ebers", "Theophrastus—Father of Botany", "Royal Toxicologist—Mithridates VI." ... "Galen and Drug Compounding", "Damian and Cosmas—Pharmacy's Saints", "Monastic Pharmacy", "The first Apothecary Shop", "Avicenna—the 'Persian Galen'" ... "The first official Pharmacopoeia" (Nuovo Receptario), "Society of Apothecaries of London", "Hébert, Apothecary to New France", "The Governor who healed the Sick" (John Winthrop), "The Marshall Apothecary" (Christopher Marshall), "The first Colonial Hospital Pharmacy" (Philadelphia [1752]), "Carl Scheele Pharmacist-chemist", "America's first Apothecary General" (Andrew Craigie), "Sertürner—first Alkaloid Chemist", "Caventou, Pelletier and Quinine", "American Pharmacy's Foundations" (1821), "The Shakers and Medicinal Herbs", "The American Pharmaceutical Assn.", "European, American Pharmacy Meet", "The Father of American Pharmacy" (William Procter, Jr.), "A Revolution in Education" (Dr. Albert B. Prescott), "The Pharmacopoeia comes of Age" (Dr. Edward R. Squibb, Charles Rice u. Joseph P. Remington), "Standardization of Pharmaceuticals" (Standardized Liquor Ergotae Purificatus [1879], Fa. Parke, Davis & Company) ... "Limousin Pharmacal Inventor" (1831–1887), "The Era of Biologicals", "The Development of Chemotherapy" (Ernest François Auguste Fourneau [1872–1949]) ... "The Era of Antibiotics" ...

Ein pharmaziehistorisch beachtenswerter Gemäldezyklus, dessen geistiger und künstlerischer Gehalt einen großen Teil der Kongreßbesucher beeindruckte.

Gottfried Schramm

Wolfgang Hömberg, *Der norddeutsche Bronzemörser im Zeitalter von Gotik und Renaissance.* Deutscher Apotheker-Verlag, Stuttgart 1983. Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Bd. 23. 366 p.

Alors que les récipients en céramique constituent depuis longtemps un domaine d'étude privilégié de l'histoire de la pharmacie, les mortiers ont jusqu'ici été un peu les oubliés de la recherche. Ils sont pourtant devenus, comme le remarque R. Schmitz dans son introduction à cet ouvrage, un des symboles de la pharmacie et représentaient souvent dans le passé un achat de

prestige, une marque du statut social du pharmacien. Ils méritent ainsi certainement une étude approfondie, tant par leur fonction dans l'officine que par leur aspect esthétique. C'est cette lacune de l'historiographie pharmaceutique que comble W. Hömberg dans cette thèse soutenue à l'Université de Marburg

Dans une première partie, l'auteur présente très en détail les méthodes de fabrication des mortiers – les différents procédés pour la fonte, le problème des alliages utilisés – et rappelle que les techniques employées sont celles connues pour la fabrication des cloches: il n'existait pas de prescriptions spécifiques pour les mortiers. Il étudie ensuite les quelques métiers qui se sont occupés de la production de mortiers, en premier lieu, bien sûr, les fondeurs de cloches, leur organisation en corporations ainsi que les principaux lieux de production en Allemagne du Nord, Lübeck et Münster, notamment.

En s'appuyant sur un catalogue de 98 pièces, avec pour chacune une illustration, W. Hömberg passe ensuite à une analyse typologique du matériel qu'il a rassemblé. Avec une prise en compte des facteurs chronologiques comme des éléments géographiques, il retrace l'évolution de la forme des mortiers issu de l'Allemagne septentrionale: passage du modèle à une anse au modèle à deux anses, suppression progressive du pied élargi, modification de la forme qui s'épaissit et se racourcit sous l'influence des Pays-Bas, enrichissement de la décoration...

Cette thèse qui s'appuie sur une riche bibliographie, malheureusement composée d'ouvrages presque exclusivement rédigés en allemand, ne relève en fait que très indirectement de l'histoire de la pharmacie, mais plutôt de l'histoire de l'art et de l'artisanat ainsi que de l'histoire économique et sociale. Elle n'en constitue pas moins un apport original à l'étude des objets quotidiens du passé pharmaceutique. François Ledermann

Adressen der Rezensenten

Prof. Dr. med. h. c. mult. Erwin H. Ackerknecht, Ottikerstraße 42, CH-8006 Zürich
Dr. phil. Willem F. Daems, Stollenrain 15, CH-4144 Arlesheim
Prof. Dr. med. Carl Haffter, Petersgasse 50, CH-4051 Basel
Dr. pharm. François Ledermann, Schloßapotheke, Könizstraße 3, CH-3008 Bern 21
Frau Dr. Marie-Louise Portmann, Medizinhistorische Bibliothek, Klingelbergstraße 23, CH-4031 Basel
Dr. sc. nat. Dr. phil. Gottfried Schramm, Waidspital, Tièchestraße 99, CH-8037 Zürich
Dr. med. dent. Guido Sigron, Aathalstraße 19, CH-8610 Uster
Frau Dr. med. Antoinette Stettler, Kirchenfeldstraße 45, CH-3006 Bern

Buchanzeigen / Book Notices

Markus Ernst Salvetti, *Gefäßpathologie bei Richard von Krafft-Ebing (1840–1902)*. Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften NF Nr. 10. Hans Huber, Bern 1984. Gute Darstellung der psychiatrischen Systematik von Krafft-Ebing mit besonderer Berücksichtigung der pathologischen Veränderungen der Blutzirkulation.

Hans-Rudolf Scalabrin, *Heinrich Ludwig Attenhofer (1783–1856), Arzt und Politiker*. ZMA Nr. 158. Juris, Zürich 1983. Würdigung des Schweizer Arztes Attenhofer, der in der Standespolitik und dann in der allgemeinen Politik seines Heimatkantons Luzern hervortrat. Er war dort Großrat und Regierungsrat.

Hans-Ulrich Späth, *Der Hämatologe Albert Alder (1888–1980)*. ZMA Nr. 164, Juris, Zürich 1983. Anerkannter Blutspezialist, Professor der Zürcher Universität und medizinischer Chefarzt des Kantonsspitals Aarau. Zahlreiche Publikationen über sein Spezialgebiet und die Tuberkulose, für deren Bekämpfung er sich einsetzte.

Liesbeth Huizink, *Die Abhandlung über das Sehen von Hieronymus Fabricius ab Aquapendente (1537–1619)*. ZMA Nr. 166. Juris, Zürich 1984. Aus dem Werk des Professors zu Padua aus dem Jahre 1600 «De Visione, Voce, Auditu» hat die Autorin den ersten Teil übersetzt und kommentiert.

Johannes Bringmann, *Problemkreis Schußbruch bei der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg*. Schriftenreihe des deutschen Sanitätsdienstes im Zweiten Weltkrieg, Band 3. Droste Verlag, Düsseldorf 1981. 166 S., 43 Abb. Rechenschaftsbericht über sanitätsdienstliche Aufgaben in schwierigen Verhältnissen, illustriert durch Photographien und ergänzt durch reichhaltiges Literaturverzeichnis.

Arnold Blattmann, *Erinnerungen eines Richterswiler Dorfarztes* (bearbeitet von Heinrich Peter). Verlag Buchdruckerei Richterswil, 1983. 39 S., zahlr. Abb. Der Autor (1861–1947) schildert in autobiographischen Notizen Jugend, Studium in Zürich, Heidelberg und Leipzig, dann seine Erfahrungen als Dorfarzt an seinem Heimatort.

Severina Feitknecht-Gallati, *Wandel in der medizinischen Versorgung des Oberwallis in den Jahren 1930–1980*. Med. Diss., Bern 1984. Das Oberwallis ist der deutschsprachige Teil des Kantons Wallis, am Oberlauf der Rhone gelegen. Bis in neueste Zeit vorwiegend Landwirtschaft, erst seit 1930 erste industrielle Betriebe. In der Berichtszeit tiefgreifende Neuerungen im Gesundheitswesen: Ausbau der Krankenversicherung, der sozialmedizinischen Zentren, Vermehrung der Ärzte, Zunahme der Spitalfrequenzen.